

# Ausgrabungen in einem römischen Gutshof bei Oberndorf a. Lech

Landkreis Donau-Ries, Schwaben

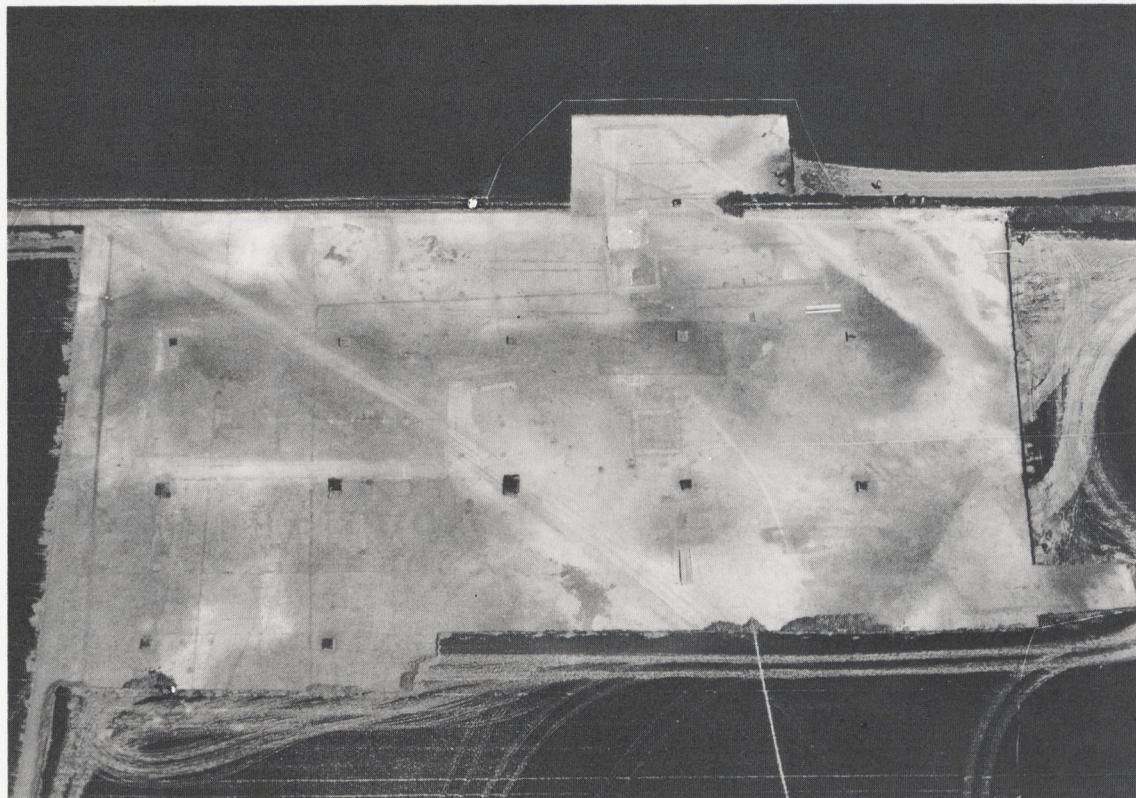
Das Einzelhofsystem der römischen Kaiserzeit besteht aus landwirtschaftlichen Produktionseinheiten (*villae rusticae*), die auf ökonomisch günstige Standorte angewiesen waren. Die siedlungsgeographischen Voraussetzungen äußern sich unter anderem in einem differenzierten Lagebezug der Gehöfte zum umgebenden Ökotop, beispielsweise zum Bodenrelief und der Exposition zu Wind und Wetter, zu den örtlichen Wasserverhältnissen oder zu Böden in der Umgebung, um nur die wichtigsten Faktoren zu nennen, welche die Auswahl eines Siedlungsplatzes beeinflußten.

Vor diesem Hintergrund fiel seinerzeit schon eine Villa auf, die O. Braasch im Juli 1978 bei der Befliegung des Lechmündungsgebiets südöstlich von Donauwörth am nördlichen Ortsrand von Oberndorf a. Lech entdeckte, und zwar im Gelände »Am hohen Weg«, das auf den ersten Blick wegen zahlreicher Altwasserarme, Flußmäander, extremer Vertor-

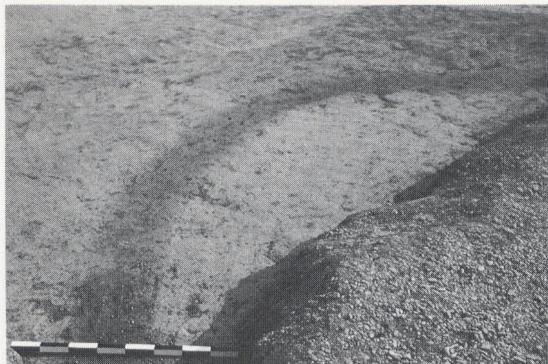
fung seiner Böden und periodischer Überschwemmungen nicht gerade in das wohlbekannte Bild vom bevorzugten Siedlungsmilieu der *Villae rusticae* zu passen schien. Diese Einschätzung wurde durch die topographische Situation der benachbarten Gutshöfe verstärkt, die nur in sicherem Flußabstand auf den hochwasserfreien Terrassen von Donau und Lech zu finden sind.

Die Oberndorfer Villa wurde zu einem Fall für die Denkmalpflege, als in diesem Areal 1986 das Gewerbegebiet »Oberndorf Nord« entstehen sollte. Also galt es, der unabwendbaren Zerstörung des römischen Siedlungscomplexes vorzukommen und – trotz der schwierigen personellen Situation – die Chance zu einer großflächigen Untersuchung der Villa zu nutzen, freilich unter den verschärften Bedingungen einer Rettungsgrabung und dem damit verbundenen Zeitdruck.

In der ersten Kampagne 1988 wurde der Be-



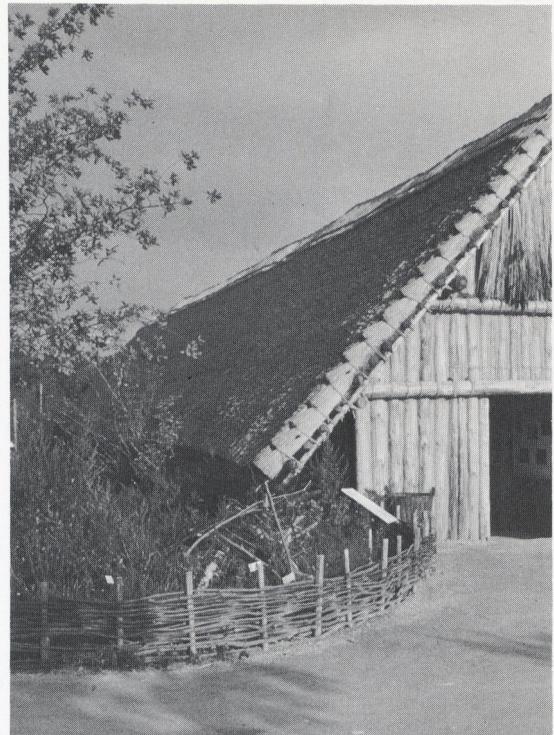
91 Oberndorf a. Lech. Luftbild vom nördlichen Teil der Villa mit den Verfärbungen der Holzbauperiode unter dem Steinbau des Haupthauses. Archiv Nr. 7330/016; SW 4901-36.



92 Oberndorf a. Lech. Nordecke des Umfassungsgräbchens im Grabungsbefund (links). Flechtzaun eines rekonstruierten neolithischen Langhauses auf der Landesgartenschau in Straubing (rechts).

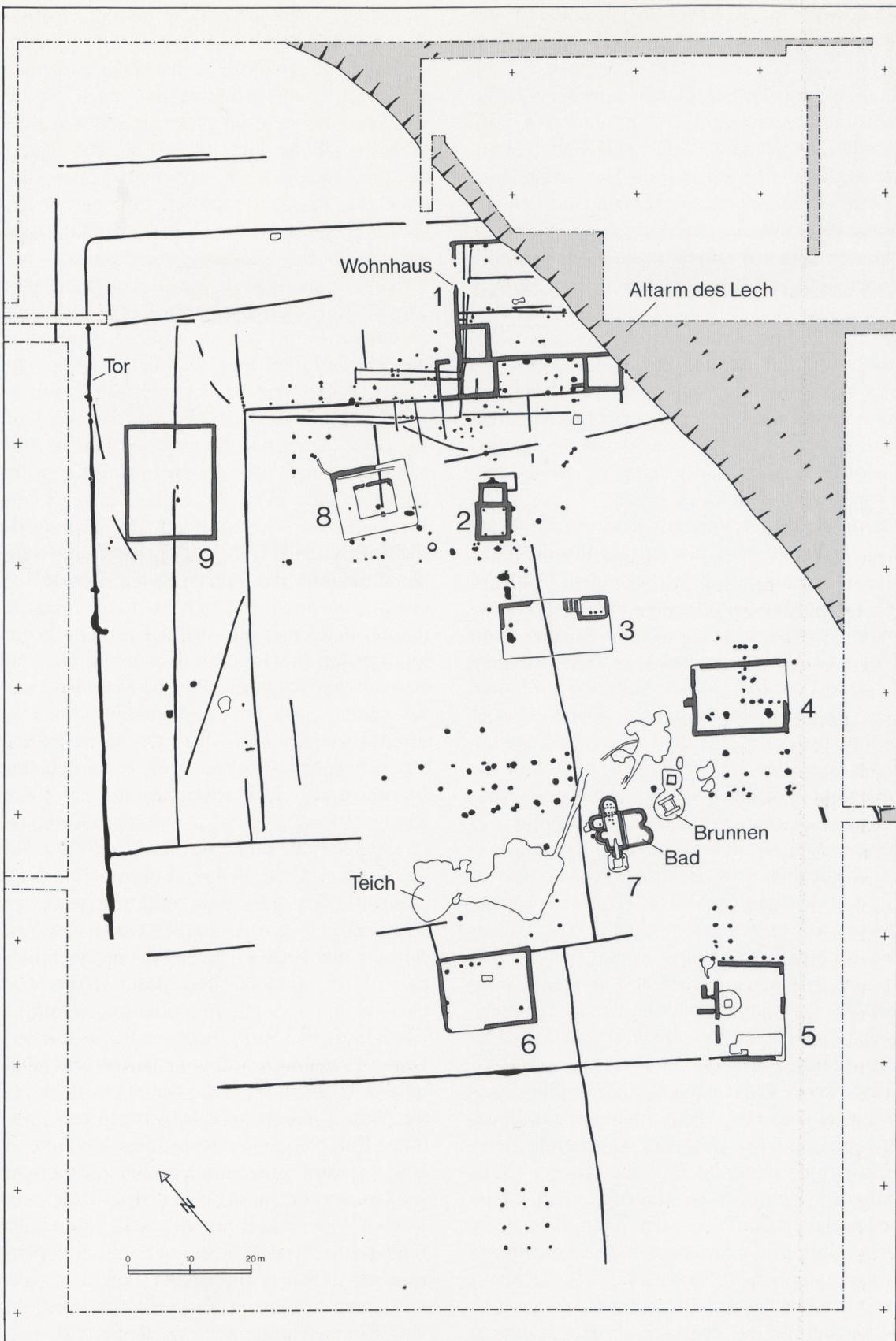
reich südlich des Hauptgebäudes unter der örtlichen Leitung von N. Nieszery (Kiel) und in der zweiten 1989 das Gelände nördlich davon durch W. Schmidt (Königsbrunn) untersucht. Mit einer freigelegten Fläche von rund 26 ha (das entspricht dem Areal von sechs Fußballfeldern) gelang es, den Gutshof – mit Ausnahme des noch unentdeckten Friedhofs – nahezu vollständig auszugraben (Abb. 91). Hatten die Luftaufnahmen erste Hinweise auf die Lage einzelner Steingebäude geliefert und dadurch das »Einfädeln« der Grabung im Gelände erleichtert, zeigte sich nach dem mit dem Bagger in 20 m breiten Streifen durchgeführten Humusabtrag eine sehr viel schwierigere Befundsituation. Das Ergebnis hat uns nach der zunächst unauffälligen Auslage der Steingebäude im Luftbild vor allem deshalb überrascht, weil wir nicht auf die komplexen Strukturen einer älteren »Holzvilla« gefaßt waren, die unter der Steinperiode zum Vorschein kamen.

Den Grundriß des Oberndorfer Gutshofs (Abb. 93) prägen teilweise über 100 m lange Gräbchen, die im Planum je nach Erosionslage als 30 cm breite lineare Verfärbungen von bis zu einem halben Meter Tiefe deutlich erkennbar waren und die Randbereiche des Siedlungsplatzes in unterschiedlich breite Streifen teilen. Diese Gräben entsprechen den auch andernorts immer wieder beobachteten Befunden, ohne daß man ihre Deutung bisher überzeugend begründen konnte; bei den Überlegungen zu ihrer Funktion wurden Entwässerungssysteme zur Trockenhaltung des Hofareals ebenso diskutiert wie Grenzgräben (*fossae limitales*), Pflanzgräben für Hecken



und Grenzraine (von römischen Agrarschriftstellern empfohlen) oder Zäune, die nach Art der Umfassungsmauern das Hofareal nach außen abgrenzten.

Abgesehen von kleineren Abweichungen in der Orientierung, dem Bezug zu einzelnen Holzbauten und stratigraphischen Überschneidungen kann man im Oberndorfer Befund deutlich erkennen, daß die Längsseiten (in nordsüdlicher Richtung) in rund 6 m breite Streifen längs- und die Schmalseiten quergeteilt sind. In diesen Gräben ließen sich auch Spuren des antiken Feldbausystems vermuten. Der Schlüssel zum Verständnis der Gräben aber liegt in der Nordecke einer der Umfriedungen, die nicht in einem scharfen Winkel abbiegt, sondern in einer ausgesprochenen Kurve von 2 m Radius angelegt war. Dafür gibt es meines Erachtens nur eine sinnvolle Erklärung: Es handelt sich um Flechtwerkzäune (Abb. 92), wie sie beispielsweise auf zahllosen mittelalterlichen Darstellungen wiederzufinden sind. Um Wildtiere wie Füchse und Hasen, Wildschweine oder Rehwild von Feld, Garten und Hof fernzuhalten, hatte man sie offensichtlich eingegraben. Der Verrottungsprozeß solcher Flechtzäune dürfte verhältnismäßig rasch fortgeschritten sein, so daß sie in kurzen Abständen erneuert werden mußten, was bei der Interpretation der verschiedenen Gräbchensysteme zu bedenken ist.



93 Oberndorf a. Lech. Übersichtsplan der Villa nach dem Grabungsstand Ende 1989.

Eingesetzte massive Pfosten vor allem an der Westseite deuten auf Hofzufahrten und Eingänge hin.

Bei den zugehörigen Holzbauten der ältesten Villenanlage aus dem 1. Jahrhundert n. Chr. handelt es sich nicht um Schwellbalkenkonstruktionen, wie wir sie aus der zeitgenössischen Militärarchitektur kennen, sondern um einfache Pfosten- beziehungsweise Pfostenständerbauten, die in unregelmäßig ausgehobenen Pfostengruben fundamentiert waren. Ihre Lage im Hof läßt keine Regel erkennen; wir haben – dafür spricht auch der architektonische Bestand der jüngeren Steinbauphase – eine Villa vor uns, die nicht am Reißbrett nach einem vorgegebenen Bauschema geplant war, sondern die man nach und nach, dem Geldbeutel, der Notwendigkeit und dem Zweck entsprechend, ausbaute.

Die Oberndorfer Villa entstand um die Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr. auf der dem Kastell Burghöfe gegenüberliegenden Lechseite auf »jungfräulichem Boden«; sie umfaßte damals wenigstens acht, vermutlich aber zehn Holzgebäude mit teilweise auffällig kleinem Grundriß (Abb. 93). Ihre Funktion und auch die Zweckbestimmung der Gebäude der Steinbauperiode bleiben vorläufig unklar. Beim Vergleich beider Phasen stellt sich die interessante Frage, wie die Ablösung funktionsgebundener Wirtschaftsgebäude in der historischen Realität ausgesehen haben könnte. Tatsächlich überlagert im archäologischen Befund der Steinnachfolger (Bau 4) beispielsweise den ursprünglichen, seinerseits schon mehrphasigen Holzbau; zwei Steingebäude (5 und 9) scheinen am Standort keine Holzvorläufer zu haben, während man beispielsweise den Pfostenbau am Südrand des Hofs nie in Stein ausbaute.

Auch für die Frage nach dem Zeitpunkt dieses Wandels vom Holz- zum Steinbau ist es noch zu früh, weil wir ohne die eingehende Bearbeitung des Fundmaterials die »innere Chronologie« noch nicht beurteilen können. Abgesehen davon dürfte sich der Wechsel in einem über Jahre und Jahrzehnte dauernden Prozeß hingezogen haben: So entstand das Steinhaus in der Südecke nach dem dendrochronologischen Befund des überlagerten Holzbrunnens erst nach der Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr. Die Baureste der Steinphase waren ausgesprochen schlecht erhalten und bis auf das Vorfundament der Kiesgräben ausgebrochen. Das

Haupthaus (*pars urbana*), in dem die Familie des Gutsbesitzers oder Pächters wohnte, orientierte man anstelle des alten Holzbaus sozusagen »vorschriftsmäßig« nach Süden und plazierte es so im rückwärtigen Areal des Wirtschaftshofs, daß von hier aus das Gelände mit einem Blick zu überschauen war (Abb. 93, 1). Der Wohnbau zählt mit seinen vorspringenden Eckräumen (Risaliten) zu jenen gängigen, überall im zeitgenössischen Landhausbau vertretenen Architekturtypen. Mit einer Frontbreite von 30 m und einem umbauten Raum von wenig über 90 m<sup>2</sup> zählt das Oberndorfer Beispiel allerdings zu den bescheidenen Vertretern seiner Größenklasse. Die Risalite waren als Wohnräume hypokauisiert und beheizbar. Dazwischen lag der Eingang mit einer Vorhalle (*porticus*), deren architektonische Wirkung Säulen aus weißem Jurakalk besonders betonten. Das Haus hatte rückwärtig einen fast quadratischen und offenen Innenhof, der nur längs der Wände von einem pultförmigen Dach überdeckt war; in diesem Bereich spielte sich das tägliche Leben ab, hier lag die Küche mit einem einfachen, ebenerdigen Brotofen. Die Fenster des Hauses waren, nach entsprechenden Funden zu urteilen, verglast und – trotz des im Skelettmaterial belegten Hofhunds – zusätzlich mit Fenstergittern aus Eisen gesichert.

Zum obligatorischen Ausstattungsstandard ländlicher Höfe zählte das Bad (*balneum*, *balnearium*). Das Oberndorfer Badehaus (Abb. 93, 7) gehört zwar aufgrund seiner erstaunlich geringen Ausmaße (Länge mit *praefurnium* nur 10,26 m) zu den kleinsten Villenbädern im süddeutschen Raum (Abb. 95), gleichwohl hat es alle funktional notwendigen Einrichtungen vom Warmbad (*caldarium*), Laubad (*tepidarium*) bis zum Kaltbad (*frigidarium*). Trotz der bescheidenen Größe waren die Wasserbecken und Sitzwannen mit Solnhofener Kalkplatten verkleidet.

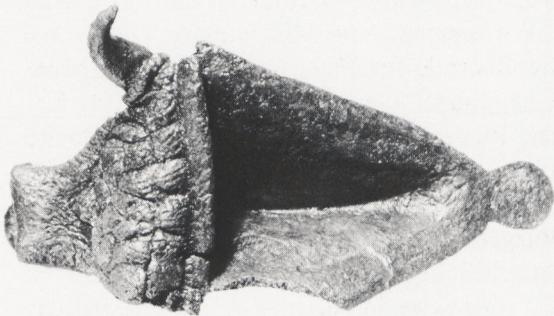
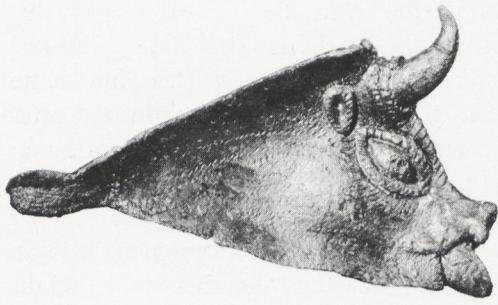
Um das Bad konzentrieren sich die übrigen wassertechnischen Anlagen des Hofs: der Brauchwasserablauf und die Sickergruben des Bads selbst, zwei Ziehbrunnen und außerdem westlich daneben ein flacher Ententeich, der nicht nur als idealtypischer Bestandteil des ländlichen Wohnmilieus zu deuten ist, sondern auch praktisch als Viehtränke, Löschwasserteich und für manch andere technische Zwecke (beispielsweise zum Einweichen von Ruten für Körbe und Flechtzäune etc.) diente.

Hinter dem Bad befinden sich zwei mit Spaltbohlen rund 200jähriger Eichen verschalte Erdbrunnen, die Prof. B. Becker (Universität Stuttgart-Hohenheim) zusammen mit dem dritten Holzbrunnen unter dem Nebengebäude 5 dendrochronologisch datierte. Nach seinen Erkenntnissen legte man die Brunnen in erstaunlich kurzen Abständen von gerade einem Jahrzehnt an: 132/138, 142 und 149/151 n. Chr. Die Trinkwasserversorgung mag vor dieser Zeit durch Zisternen oder vielleicht sogar eine obertägige Wasserleitung vom nahen Fluß sichergestellt worden sein.

Im Blickfeld des Wohnhauses liegen auch die kiesfundamentierten Stein- oder Steinsockelbauten der *pars rustica*: die Wirtschaftsgebäude, Remisen, Ställe oder Speicher, insgesamt

unteren Schwelle waren Futter und Anschlag einer Holztür eingearbeitet. Der Fußboden bestand aus einem Kalkmörtelestrich mit drei entlang der Südwand sekundär eingeschlagenen »Amphorenlöchern«.

Dieser Keller war mit Massen von verbranntem Ziegelschutt aufgefüllt, der ein vorläufig noch nicht datiertes Schadensfeuer anzeigt, dem zumindest ein (im archäologischen Befund leider nicht lokalisierbares) Gebäude zum Opfer fiel. Mit dem Material des abgebrannten Hauses gelangte aber auch – süberlich aus dem verglühenden Ziegelschutt ausgelesen und getrennt auf dem Kellerboden deponiert – ein umfangreicher Bestand von einigen Hundert überwiegend eisernen Gerätschaften und bronzenen Beschlagteilen in den Boden



94 Oberndorf a. Lech. Stierprotom aus dem Depotfund im Keller von Haus 3. Länge 11,5 cm.

sieben an der Zahl. Vorerst und nur andeutungsweise sei das Gebäude 2 unmittelbar vor dem Wohnhaus erwähnt, das möglicherweise als Speicherturm mit außen liegendem Treppenaufgang zu deuten ist. Die enorme Größe des ziegelgedeckten Baus 9 (Länge 19 m bei einer Breite von über 12 m) neben der westlichen Zufahrt lässt an einen Wagenschuppen denken. Der charakteristische Grundrißrest des Gebäudes 8 ähnelt dem eines Umgangstempels gallischer Prägung, wenn nicht seine beachtliche Größe (Seitenlänge 12 m) doch eher für eine wirtschaftliche Nutzung spricht.

Bei dem kurzen Rundgang durch den römischen Hof dürfen auch die beiden markanten Freiflächen beiderseits des Steinbaus 3 nicht unerwähnt bleiben. Man kann in ihnen wohl so etwas wie »Rangierflächen« für Wagen und Viehtrieb, Arbeits- oder Lagerflächen sehen.

Unmittelbar vor dem Wohnhaus fanden sich Fundamentreste eines querliegenden Steingebäudes (3) mit eingebautem Keller, in den man über einige Steinstufen hinabstieg; in der

(Abb. 94). Es handelt sich in erster Linie um Handwerksgerät, hauptsächlich Werkzeuge für die Holzbearbeitung (Äxte, Sägen, Beitel), Erntegeräte (Sensen, Sicheln), aber auch fest eingebautes Hauszubehör (Türbeschläge, Schlosser und Schlüssel) sowie mobilen Hausrat und Teile des Inventars (Kisten und Kästen) und sogar eine Waffengarnitur. Diese wirft auf die soziale Herkunft des Hofbesitzers ein bezeichnendes Licht: Vielleicht handelte es sich um einen Veteranen, der die privat gekauften Teile seiner Ausrüstung nach der Demission behalten hatte. Jedenfalls versprechen die sonst in Gutshöfen eher spärlichen Funde von Werkzeug und Gerät wertvolle Informationen über das tägliche Leben und Arbeiten in der Oberndorfer Villa. Es ist geplant, die Objekte des Depotfunds nach der Restaurierung im nächsten Band dieses Jahrbuchs vorzustellen.

Bei dem flüchtigen Blick auf das Fundgut sind zwei wesentliche archäologische Informationsquellen zu berücksichtigen, die vor allem Licht auf die wirtschaftliche Situation dieser Einzelhöfe werfen. Aus dem Schlamm der

erwähnten Holzbrunnen wurden Proben geborgen, deren Untersuchung durch den Paläobotaniker Dr. H. Küster vom Institut für Vor- und Frühgeschichte der Universität München nicht nur eine reiche Artenfülle belegt, sondern neben dem Anbau bekannter Brotgetreide wie Gerste, Hafer, Emmer, Dinkel (einschließlich ihrer zum Teil bedenklichen Verunreinigungen durch Unkräuter wie Kornrade oder Gänsefuß) auch andere Nutzpflanzen wie Lein, Fenchel oder Erdbeere und selbst Schlafmohn ergab, wobei vorerst unentschieden bleibt, ob man ihn vorwiegend als Öllieferant, Gewürz oder gar als Rauschmittel (Opium) anbaute. Unseren Vorstellungen eines stets properen römischen Gutshofs steht übrigens der Nachweis einer ausgesprochenen Schuttflora entgegen, die hier und in der nahen Umgebung des Hofs wuchs: Disteln beispielsweise, Brennesseln und das Hirntäschelkraut.

Die Untersuchung der Tierknochen durch Dr. J. Peters vom Institut für Palaeoanatomie, Domestikationsforschung und Geschichte der Tiermedizin (Universität München) hat ebenfalls wichtige Einblicke erbracht. Der für Villen ungewöhnlich geringe Anteil an Speiseabfall in Form von Tierknochen deutet darauf hin, daß hier andere Abfallbeseitigungsprakti-

ken vorliegen könnten. Offensichtlich verscharrete man die täglichen Speisereste nicht wie üblich in der nächstgelegenen Grube, sondern deponierte sie außerhalb des Hofs. Neben den üblichen Nutztieren und Fleischlieferanten Rind (55%), Schwein (0,4%) und Schaf/Ziege (0,2%) war es vor allem das Pferd, das mit 43% am Fundvolumen einen überraschend hohen Anteil ausmachte. Es diente wohl kaum als Fleischlieferant, sondern als Zug- und Reitpferd, wobei angesichts der topographischen Situation der Villa in der Lechniederung der Gedanke an eine verstärkt betriebene Pferdezucht aufkommt, die zunächst in der Nähe des Kastells Burghöfe und später im Hinterland des Limes bei den Grenztruppen sichere Abnehmer gefunden haben dürfte.

Die Jagd, die im Speisezettel vieler römischer Gutshöfe für Abwechslung sorgte, hat bis auf wenige Knochen von Hase und Rothirsch kaum Spuren hinterlassen.

Wie immer die wirtschaftlichen Grundlagen der Oberndorfer Villa rustica strukturiert waren – sie stellt einen ökonomischen, teilweise autarken Organismus dar, der über die drei Jahrhunderte seiner Existenz manche Veränderung durchgemacht hat, die im archäologischen Baubestand allein nur begrenzt sichtbar

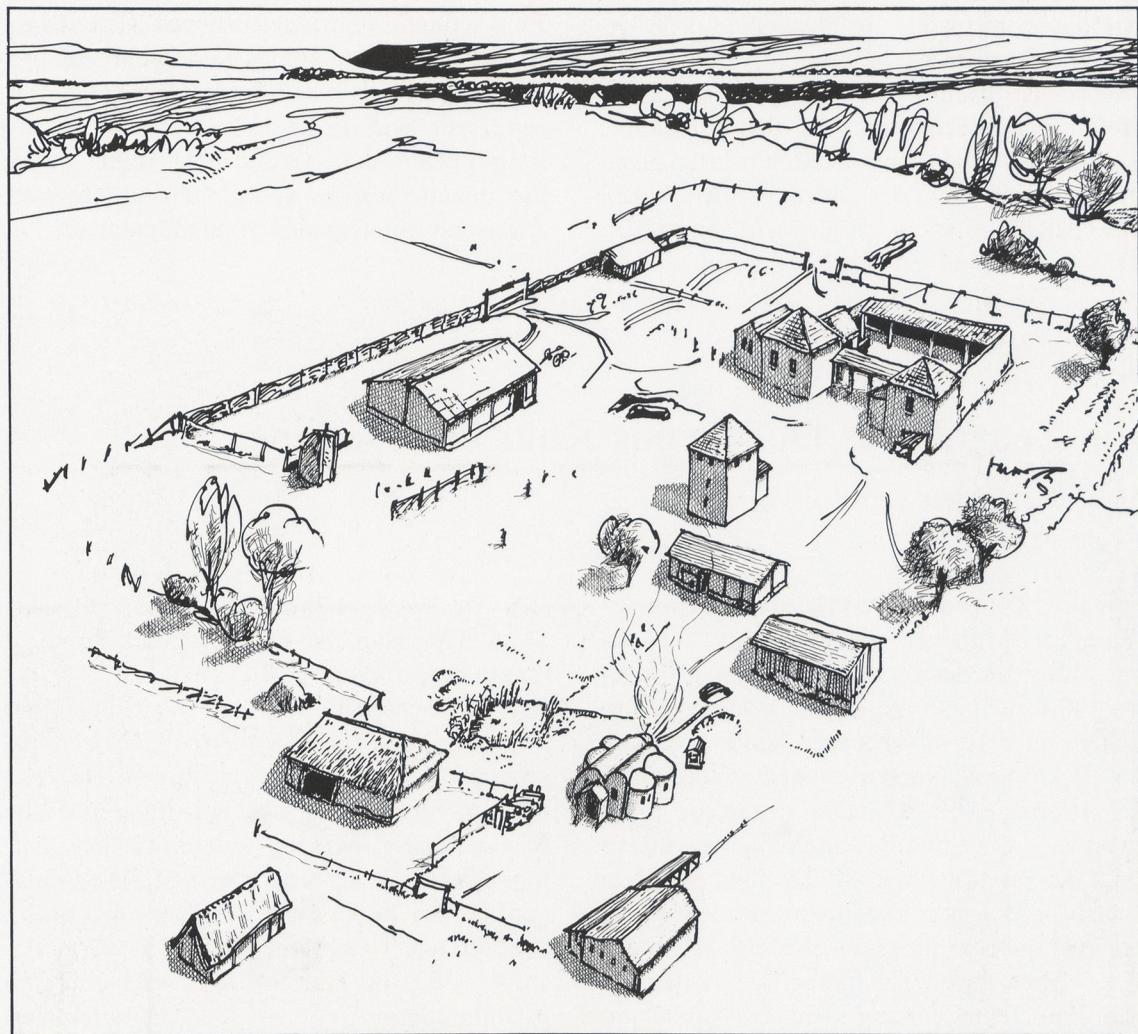


95 Oberndorf a. Lech. Blick über das Badegebäude von Süden.

werden kann. In der Verdreifachung der Hoffläche beispielsweise von rund 1,2 ha in der Holzbauphase auf 4 ha in der Steinbauperiode kommen die prosperierende Entwicklung des 2. Jahrhunderts n. Chr. und die erfolgreiche Bewirtschaftung zum Ausdruck (Abb. 96). Leider blieb der Bestattungsplatz der Oberndorfer Villa bis heute verborgen; er hätte uns über die anthropologische Seite der Siedlerfamilie, ihre Größe und Altersstruktur, Aufschluß geben können. Die wenigen Skelettreste und die Bestattung eines 12- bis 13jährigen Mädchens, die Dr. P. Schröter von der Anthropologischen Staatssammlung München untersuchte, gehören mit Ausnahme des Schädeldachs eines erwachsenen Mannes in nachrömische Zeit.

*Ultima hora latet* – die Spuren der Besiedlung im 4. Jahrhundert sind spärlich, doch vorhanden, das Ende aber ungewiß. Um so interessanter ist die Beobachtung, daß die Villa wohl

in der Spätantike einer Überschwemmungskatastrophe zum Opfer fiel; die  $^{14}\text{C}$ -Daten stehen derzeit noch aus. Das östliche Drittel des Hofs wurde damals von der Erosion einer weit nach Westen ausgreifenden Mäanderschlinge des Alt-Lech erfaßt, wobei der Prallhang des rund 10 m breiten und etwa 4 m tiefen Flußarms erst am Wohnhaus der Villa zum Stillstand kam (Abb. 93). Im Flußprofil waren sehr deutlich mehrere Erosionsschübe und unterspülte Uferböschungen erkennbar. Darüber hinaus konnten wir im archäologischen Schichtbefund den Ablauf dieser Naturkatastrophe sehr genau studieren und anhand der von Dr. J. Peters untersuchten Mollusken dokumentieren. Die aus den stratifizierten Sedimentproben ausgeschlammten Süßwasserschnecken weisen nämlich durch ihre unterschiedlichen Biotopansprüche auf verschiedene Lebensräume hin, die in einem mäandrierenden Fluß oft in kurzer Entfer-



96 Oberndorf a. Lech. Rekonstruktion der Steinbauperiode aus der Vogelperspektive.

nung voneinander zu finden sind: Am steinigen Ufer lebten die Sumpfdeckelschnecke Viviparus und die langfühlerige Schnauzenschnecke Bithynia; die tieferen Lagen stehender oder träge fließender, pflanzenreicher Gewässerabschnitte wurden von den Lymnaea-Arten bevorzugt; der schlammige und verfaulte Flußgrund war der Lebensraum der flachen Tellerschnecke Planorbis.

Nicht so ergiebig wie erwartet fiel leider die Pollenanalyse aus, die Frau Dr. M. Knipping vom Institut für Botanik an der Universität Stuttgart-Hohenheim durchführte.

Überschaut man aber diese – übrigens zum erstenmal in ihrer historischen Dimension greifbare und mit der römischen Besiedlung verknüpfte – Umweltkatastrophe im Lechmündungsgebiet und stellt sie in einen Zusammenhang mit den zahlreichen ausgerissenen, dendrochronologisch datierten Baumstämmen aus Kiesgruben des oberen Donautals, dann gewinnt man den Eindruck, daß die intensive Rodungstätigkeit der Römer während der ersten Jahrhunderte n. Chr. im Alpenvorland womöglich selbst das auslösende Moment dieser Naturkatastrophe in der Spätantike war. Erosion und Sedimentation führten zu einer Verringerung der Fließgeschwindigkeit des Lechs (und auch der Wertach), deren Niedersetzungen zusammen mit Veränderungen des

Grundwasserspiegels und häufigen Überflutungen nach und nach versauerten und weiträumig starke Torfschichten aufbauten. Frapierend bei diesem vorläufig noch hypothetischen Überlegungen ist übrigens der Gedanke einer kausalen Verbindung mit den bekannten Erosionsschäden an zahlreichen Kastellen und Römerstädten am Ober-, Mittel- und Unterlauf der Donau, die möglicherweise die großräumigen Folgen dieser Umweltveränderungen im 4. Jahrhundert n. Chr. widerspiegeln.

Das hohe Risiko des Oberndorfer Villenstandorts jedenfalls dokumentieren die stellenweise bis zu 1 m stark erhaltenen Sedimentschichten mehrerer Überschwemmungshorizonte. Solche Hochwasser gab es in diesem Gebiet aber auch schon vor der Römerzeit, nach dem stratigraphischen Befund allerdings in weit geringerem Maße. Sie haben den Charakter des Villenstandorts wesentlich bestimmt, denn dieses Schwemmland galt wegen seiner vom Fluß mitgeführten Sinkstoffen seit jeher als außerordentlich fruchtbare und dabei leicht zu bearbeitendes Ackerland; für die mit der Wassertechnik und dem Landbau vertraute römische Siedlerfamilie Grund und Anreiz genug, die unkalkulierbare Gefahr wiederkehrender Überschwemmungen in Kauf zu nehmen.

W. Czysz

## Ein Zeugnis des Dolichenus-Kults aus Pförring

Landkreis Eichstätt, Oberbayern

Im Jahr 1989 konnte die Prähistorische Staatsammlung München ein rund zehn Jahre zuvor südöstlich des Kastells *Celeusum* geborgenes Fundstück von großem religionsgeschichtlichem Interesse erwerben. Es handelt sich um die Bekrönung einer Dolichenus-Votivplatte aus Bronze (Abb. 97). Das gegossene Fragment zeigt die Büste des Sonnengottes Sol. Er trägt eine ursprünglich zwölzfackige Strahlenkrone im Haar, die das breite, runde Gesicht schwach gelockt umrahmt. Kleine, V-förmige Querkerben geben die Falten der Tunika an, eine Punzreihe entlang dem Halsausschnitt soll vielleicht einen bestickten Rand andeuten, auf den Schultern sitzt je eine Scheibenfibel.

Der flache Hinterkopf ist unverziert, das Stück hatte man also auf Vorderansicht angelegt und gearbeitet.

Die Büste stellt den oberen Abschluß einer sich nach oben verjüngenden, dreieckigen, ursprünglich wohl rund 30 cm hohen Dolichenus-Votivplatte dar, wie ein Blick auf die Rückseite zeigt. Wie bei anderen solchen Platten (aber auch bei figürlichen Möbelbeschlägen) ist die Büste nicht aufrecht angebracht, sondern leicht vornüber geneigt. In dieser Position wirkt das Gesicht dann auch nicht so »vollmondfhaft« wie in der unmittelbaren Aufsicht.

Von der erhaltenen Höhe von 6 cm entfallen